

Aus den Erinnerungen einer Süd-Neuköllner Tunte

Manfred Herzer-Wigglesworth

Manfred Herzer-Wigglesworth, geboren 1949, lebt als Ruhestandsbeamter und freier Schriftsteller in Berlin-Neukölln. Seine letzte größere Veröffentlichung ist: Magnus Hirschfeld und seine Zeit (De Gruyter, 2017). Derzeit arbeitet er am zweiten Band der Hirschfeld-Biografie.

»You told me again you preferred handsome men
But for me you would make an exception
And clenching your fist for the ones like us
Who are oppressed by the figures of beauty
You fixed yourself, you said, >Well never mind,
We are ugly but we have the music<«

Leonard Cohen, Chelsea Hotel #2, New York City 1974

»Bedenk, was geschieht, wenn du tätst, was dir läge!
Nütze die Jugend nicht: sie vergeht!
Schwester folg mir, du wirst sehen, am Ende
Gehst im Triumph du aus allem hervor«

*Bertolt Brecht, Die sieben Todsünden der Kleinbürger,
Paris 1933*

»je voudrais que mon amour meure
qu'il pleuve sur le cimetière
et les ruelles où je vais
pleurant celle qui crut m'aimer«

Samuel Beckett, Paris 1948

Nur Rudow lag im Westberliner Bezirk Neukölln noch südlicher als Buckow. Beide Dörfer wurden 1920 in Großberlin eingemeindet und nach Gründung der DDR freuten sich die meisten BuckowerInnen, dass sie im amerikanischen Sektor wohnten, in der Frontstadt, auf der kleinen Insel von *freedom and democracy* mitten im roten Meer von Totalitarismus und kommunistischer Schreckensherrschaft.

Das urnische Kind

Am Buckower Dorfteich wurde sie (1949) im selben Haus wie ihr Vater (1911) geboren, die Mutter 1915 in Eberswalde bei Berlin. Die Mutter war Verkäuferin im Lebensmitteleinzelhandel, der Vater Schlosser und Kraftfahrer. Als er 1947 aus der Kriegsgefangenschaft (bei den Engländern in Italien) kam, eröffneten die beiden einen Gemischtwarenladen am Rand der Buckower Laubenkolonie Grüner Stern. Die beiden hatten 1937 in der Buckower Dorfkirche geheiratet und eine der vielen ewig unbeantworteten Fragen war: Warum haben sie so lange, zwölf Jahre, gebraucht, um ihr einziges Kind zu produzieren? Eine nicht gestellte Frage beantwortete die Mutter in einem besinnlichen Augenblick, nämlich dass sie sich eigentlich eine Tochter gewünscht habe, die auf den Namen Marianne getauft worden wäre; mit dem Sohn Manfred sei sie aber auch sehr zufrieden, sagte sie. Der Vater sprach nie über solche Sachen.

Die Oma brachte ihr aus Ostberlin, wo sie bis 1962 mit der Uroma wohnte, eine Puppenstube mit – das schönste Geschenk seit Langem. Und 1956 ging sie mit Muttis Hilfe zum Kinderfasching als Rotkäppchen. Es war der schönste Fasching! Auf einmal hatten alle Jungs Knallplätzchenpistolen; sie wollte auch eine. Obwohl die Eltern nicht besonders pazifistisch waren – der Vater liebte es, mit seinem Luftdruckgewehr Spatzen, selten auch Elstern zu schießen –, sträubten sie sich, bis sie nachgaben und ihr in Frau Wolters Papier- und Spielwarengeschäft am Buckower Damm so ein Ding aus vergoldetem Plastik kauften. Dann ging es los mit dem Rumgeknalle.

In der Schule wurden Löschblätter verteilt, double use: zum Trocknen der frischen Tinte und zur Warnung vor dirty old men. Auf einem war ein Auto gezeichnet, der Mann am Steuer winkt einem kleinen Jungen freundlich zu, darunter die Verse: »Na klar, ne Autofahrt ist fein/Doch lädt dazu ein Fremder ein/Dann sagst du ganz entschieden Nein.« Im wirklichen Leben kam erst einer, als sie schon 17 war; ein total netter Fünzigjähriger, Leiter eines kleinen Theaters in Charlottenburg, der angenehm über Thomas Mann, das absurde Theater und andere interessante Dinge plauderte. Als der, wie ihr schien, uralte Mann sich über sie stülpen wollte, ergriff sie die Flucht.



Abb. 1: Ihre Omama 1951 vor dem Haus, in dem sie und ihr Papa geboren wurden. Die Gänse gehörten der Oma.



Abb. 2: O mein Papa!
Rechts daneben: Mutti um 1940.



Abb. 3: Von Mutti für den Kinderfasching 1956 als Rotkäppchen kostümiert.

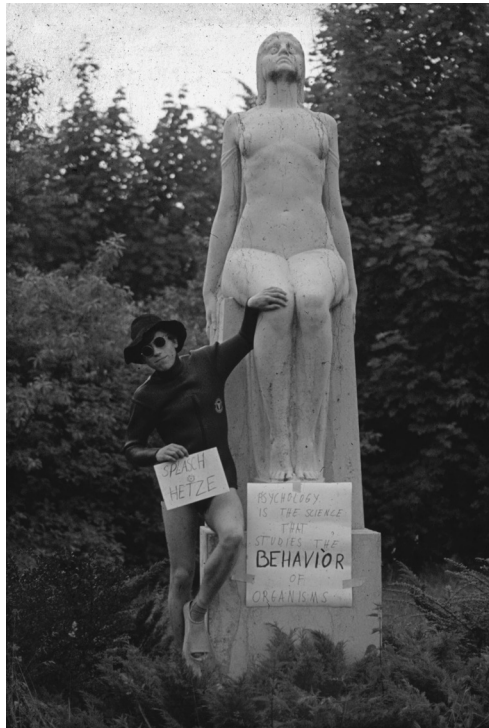


Abb. 4: W. besaß schon als Schüler eine Leica-Kamera und veranstaltete mit ihr Fotoshootings. Hier auf dem Parkfriedhof Neukölln ca. 1965.

Portrait of the Queen as Young Man

Nach dem Mauerbau gab es das dritte Programm bei Radio und Fernsehen vom *Sender Freies Berlin*. Sie erinnert sich noch gut an den Journalisten und Dichter Reimar Lenz, der wöchentlich mit seinen ziemlich linksradikalen und witzigen TV-Kommentaren zu den laufenden Ereignissen zu erleben war. Zehn Jahre später erfuhr sie, dass Lenz der pseudonyme Autor von *Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich* war, 1967 als erste Untersuchung zu diesem Thema erschienen und für die schwule Geschichtsforschung der 70er Jahre nicht nur in Westberlin bedeutsam.

Als sie im Telefonbuch sah, dass Lenz am Bundesplatz wohnte, besuchte sie ihn dort, um ihn über die Umstände auszufragen, die ihn zu seiner Pioniertat veranlasst hatten. Das Gespräch brachte kaum Neues zum Thema, wohl aber einen starken Eindruck von Lenz' Persönlichkeit, einem munteren Mittvierziger, der sich als christlicher Sozialist outete und selbstgemachte Gedichte vorlas, mit denen sie aber nichts anfangen konnte. Ihre Bewunderung für Lenzens Pionierleistung ist bis heute, über dessen Tod hinaus – Lenz starb 2014 –, geblieben.

Dann gab es im Fernsehen *Ein Bericht für eine Akademie* mit dem wunderschönen und unheimlich eindringlichen Schauspieler Klaus Kammer als Affe Rotpeter. Es war eine Aufzeichnung aus der *Werkstatt des Schillertheaters*, die mit dazu beitrug, dass sie Kafka zu lieben begann und sich unordentlich und diffus nach dem schönen Schauspieler sehnte. Sie sah ihn nie auf der Bühne, aber öfters im TV. So erinnert sie sich an eine zart angedeutete Schwulenszene in dem Fernsehfilm *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst*. Haben sich die beiden, Kammer und der andere Knastbruder, geküsst? Sie weiß es nicht. Zu viel Zeit ist seitdem vergangen. Kammer spielte die Hauptrolle. Später hörte sie das Gerücht, dass Kammers Selbstmord 1964 mit der Unerträglichkeit seiner Doppelrolle als Familienvater und heimlicher Schwuler zusammenhing.

Ihr Klassenlehrer in der Oberstufe, der Deutschlehrer Flößner, der sie nicht nur Brecht lieben lehrte, der sie auch wie die ganze Literaturarbeitsgemeinschaft 1966 zur Schaubühne am Halleschen Ufer mitnahm, um bei den Proben von Martin Sperrs Schwulenstück *Jagdszenen aus Niederbayern* zuzugucken, war einer ihrer unsterblichen Hausgötter; Sperr spielte die Hauptrolle des schwulen Abram. Natürlich gingen alle abends zur Premiere, aber heute kann sie sich nicht mehr an ihre Empfindungen bei einem Stück erinnern, das so viel mit ihrer eigenen Misere zu tun hatte. Sie weiß

nur noch, dass Flösi um Verständnis für »solche Leute« warb, die es ohnehin schon schwer genug im Leben hätten. Sie weiß auch noch, dass sie Flösi dafür liebte, eine Art Freundesliebe, sexless, just platonic.

Einmal gab sie ihm einige ihrer Gedichte (natürlich nicht die Sehnsuchts- und Traueroden an J., nur harmlosere Sachen) mit der Bitte um Stellungnahme. Als er sie zurückgab, sagte er nur, wer dichten will, muss vor allem viel üben, täglich schreiben. Sie hat dann alles in den Müll geschmissen und kaum noch geübt.



Abb. 5: Klassenfoto 1967. Vierter von links, sitzend: J.; ganz rechts, stehend: Flösi; ganz links, stehend: W.

T., einer der Klassenkameraden, für die sie ziemlich erotikfreie Freundschaft empfand, ähnlich wie bei Flösi, fragte sie, ob sie heute Nacht mitkommen wollte. Im *Mercedespalast*, dem größten Kino in der Hermannstraße, werden Filme von Andy Warhol gezeigt. Dass der irgendwas mit Schwulität zu tun hatte, wusste sie aus den Feuilletons, dass T. mit ihr da hingehen wollte, fand sie seltsamerweise normal und natürlich. Sie sahen eine Stunde lang dem nackten Joe Dallessandro beim Duschen zu und noch länger beim Plaudern mit einem weiblichen Superstar, vermutlich ein Ausschnitt aus *The Kitchen*. Auch an einen aufgedonnerten Transvestiten,

der mit abartiger Langsamkeit an einer Banane lutschte, erinnert sie sich. Um vier Uhr morgens war Schluss und sie fuhren im Bus A91 nach Hause, sie nach Buckow, T. nach Britz. Im Nachtbus äußerte T. seine Verwundung darüber, dass in der ganzen Nacht nicht ein Männerschwanz zu sehen war. Das war ihr auch aufgefallen, sie wagte aber nicht, als Erste darüber zu sprechen. Typische Ami-Verklemmtheit, lautete die Diagnose.

Später wurde ihr klar, dass der Mann, der im *Mercedespalast* die Eintrittskarten kontrolliert hatte, Manfred Salzgeber war, der Erfinder des Kinos *Arsenal* 1969; sie sollte ihn bald in der HAW intimer kennenlernen und ihn als einen der beiden Superstars bewundern, die in Rosas Schwulensfilm¹ eine nicht enden wollende Feuchter-Zungenkuss-Szene überzeugend vorführten.

Mit R., einer eher nicht schönen Klassenkameradin, entdeckte sie Fellini. *Julia und die Geister* sahen sie verstört und aufgewühlt im Kino *Pas-sage* in der Karl-Marx-Straße. Sie amüsierten sich über den Slogan, mit dem für den Film Reklame gemacht wurde: »Lodernder Sex. Flammende Leidenschaften.« Bis heute erinnert sie sich an Valeska Gert, ein hermaphroditisches uraltes Geschöpf, das Julia mittels Geisterbeschwörung die Wahrheit über ihren ehebrecherischen Gatten sagen sollte.

25 Jahre später wird sie für die Valeska-Gert-Ausstellung im Schwulen Museum den Titel erfinden: »Tänze des Lasters und des Grauens«. Oder ging's da um Anita Berber? Die Erinnerung fälscht wie verrückt. Als ob sie nichts Besseres zu tun hätte!

Wonne der Wehmut (»Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!«)

Erst im Greisinnenalter wurde ihr klar, dass J., der Schulkamerad seit der siebten Klasse im Britzer Gymnasium, zwar ihre erste große *unglückliche* Liebe war, die erste *glückliche* Liebe erlebte sie aber mit ihrem Vater. Wenn sie jetzt Jugendfotos des Vaters betrachtete, meinte sie, den schönsten aller Männer anzusehen, die sie je begehrt und besessen habe. Die Liebe zwischen Vater und Sohn war so glücklich, weil die Sexualität beiderseits

1 Rosa von Praunheim, Filmemacher, mit dem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in die er lebt* – Informationen: <http://www.rosavonpraunheim.de/> (26.01.2021) (Anm. H.-J. V.).

stumm blieb, beim Sohn aus vorpubertärem Unvermögen, beim Vater wegen fehlender pädophiler Neigung. Als die Pubertät ausbrach, wollte sie dem Vater keinen Gute-Nacht-Kuss mehr geben. Sie hätte nicht sagen können, woher auf einmal diese Scham gekommen war. Viel später entnahm sie einem Buch von Reimut Reiche, dass es sich in diesem Fall um einen Negativen Ödipuskomplex handeln könnte: Statt den Vater als Rivalen und Kastrierer zu hassen und zu fürchten, liebt der Dreijährige ihn mehr als die Mutter.

Sie musste J. immerzu ansehen. Er war so schön: sein wildes Mädchen-ge-sicht unter schwarzbraunen Locken, die atemberaubende Eleganz, wenn er seinen Körper bewegte (»Walk Like A Panther«) und sein anmutiges Lachen, wenn er in alberner Stimmung war: »Wer es fassen mag, der fasse es« (Mt 19,12). Er war der beste Fußballspieler der Klasse und liebte die Rolling Stones und Bob Dylan. Daraufhin begann auch sie die Stones und Dylan zu lieben. Gemeinsam sahen sie im *Beat Club* von *Radio Bremen* irgendein Stones-Video: Mick Jagger mit Frauenfrisur, geschminkten Augen und Lippen. Das war kaum auszuhalten. Aber J. war schöner als Mick Jagger, natürlich auch viel realer, fast zum Anfassen. Am unwiderstehlichsten (gibt es einen Superlativ von unwiderstehlich?) war J., wenn er die Mädchen in der Klasse ärgerte, indem er sich ihre bunten Pudelmützen und ihre noch bunteren Anoraks anzog und er lachend vor ihnen flüchtete. Er war nicht nur der schönste Mann in Britz, er war auch ein genialer Komiker, die Ulknudel der Klasse.

Sie war überzeugt, alle wussten Bescheid. Dieses ewige Anstarren musste doch jeder mitkriegen, glaubte sie, und arbeitete an ihrer Technik der heimlichen Beobachtung, diskrete Observation. Am Beginn des letzten Schuljahrs sagt einer von J.s Freunden zu ihr: Ist es in Ordnung, wenn J. ab jetzt neben dir sitzt? Ohne Begründung. Sie wusste sofort: Jetzt beginnen die *Jagdszenen in Britz*. Trübsinn und Frust konnten eigentlich nicht mehr gesteigert werden, aber mobbing- und homohatzmäßig geschah nichts – sehr verwirrend und immer noch ziemlich ängstigend. In einer ihrer besonders schweren Stunden dachte sie daran, mit einem scharfen Messer erst J. und dann sich selbst zu töten. Natürlich fehlte ihr dazu der Mut.

Dann kam das Abitur, das sie, wie bei ihr üblich, mittelmäßig (»befriedigend«) bestand. Aber J.! Als Einziger in der Klasse fiel er durch.

Viel später, als dieser ganze Coming-out-Kram hinter ihr lag, traute sie sich, J. zum Kaffeeklatsch zu sich einzuladen. Sie wohnte damals in Wilmersdorf und probierte mit B., ihrem Kumpel aus HAW-Zeiten, eine

selbst erfundene Lebensform aus: die homosexuelle Scheinehe. J. kam tatsächlich, sah immer noch sehr gut aus und erzählte ihr, wie es seinerzeit wirklich gewesen war. Keiner hat damals etwas von ihrer Homosexualität geahnt oder vermutet. Ihr diesbezüglicher Verdacht: schiere Paranoia. Das wahre Motiv: J. wusste von der Gefahr, die Abiturprüfung nicht zu bestehen, und hoffte von ihr irgendwie leistungssteigernd profitieren zu können. »*Du Idiot*«, dachte sie, als sie das hörte, »warum hast du nicht klar gesagt, was du von mir wolltest! Nichts hätte ich lieber getan, als dir beim Lernen und beim Schummeln behilflich zu sein!«

J. hatte inzwischen eine Frau geheiratet und eine Tochter gezeugt. Er erzählte ihr von seiner väterlichen Sorge, sie könnte (wie Christiane F. aus der Gropiusstadt) rauschgiftsüchtig werden. Auch zu diesem Problem konnte sie ihm nicht helfen.

Bald nach dem Abi – sie hatte inzwischen von den Eltern Abschied genommen und lebte in einer Hetero-WG am Mariannenplatz – trat I. in ihr Leben, eine der schönsten Frauen von Britz, eine Femme fatale, die Männer in großer Zahl konsumierte und auch ein Auge auf den verklemmten, aber munteren Jungen aus der Mariannenplatz-WG geworfen hatte. Der Sex mit I. und die Verliebtheit waren das Beste, was sie in ihrem kümmerlichen Leben bisher hatte genießen dürfen. I. sprach viel und klug über Sex. So erzählte sie einmal über ihren besonderen Genuss, wenn die Jungs einen besonders großen Schwanz hatten. Wegen I.s einfühlsamer Behutsamkeit und weil der Sex mit I. so viel Freude bereitete, machte sie sich keine Sorgen wegen ihrem sehr durchschnittlichen Wald-und-Wiesen-Schwanz. Sie fand, ihr mittelmäßiger Schwanz gehörte zum Besten, was sie besaß. I. erzählte auch von ihrer Erfahrung, dass die Jungs regelmäßig total ausflippen würden, sobald sie deren Anus mit der Zunge ableckte. Das wurde gleich ausprobiert und ergab, dass sie auch in diesem Punkt anders als die andern war. Andererseits liebte sie es, I.s Muschi mit der Zunge zu liebkosen. I. gefiel das auch.

Nach drei Monaten war alles aus. I. hatte einen süßen Jungen aus Rudow gefunden, der wenigstens ein Auto besaß. Den Vorschlag, es zu dritt (*Ménage-à-trois*) zu versuchen, wies I. empört zurück. Der Liebeschmerz war größer als die Liebesfreuden vorher. Jahre später hörte sie, dass I. sich in eine Lesbe verwandelt hatte und mit einer Frau glücklich zusammenlebte.

An dem Abend, als I. sich von ihr verabschiedete, legte sie auf ihren Plattenspieler Beethovens siebte Sinfonie, die sie sich gerade in der Stadtbüche-

rei Neukölln ausgeliehen hatte. Sie drehte die Musik so laut wie möglich auf: Trost für die Untröstliche.

In der Münchner Homobar *Deutsche Eiche* sagte einmal die Wirtin zu ihr die unerhört poetischen Worte: »Die Herren, die hier verkehren, sind nicht homosexuell. Sie haben nur schwere Enttäuschungen mit Frauen erlebt.« Als sie schließlich zum ersten Mal einen Mann fickte – den leider schon früh an Aids gestorbenen Peter Steinmüller – dachte sie: »Es ist genauso schön wie einst mit I., aber doch noch schöner.«

Freie Universität

Sie begann, an der Freien Universität Philosophie und Sozialwissenschaften zu studieren, fast ausschließlich die Werke von Marx und Freud (Professor Haeberle würde hier verächtlich von Freudomarxismus sprechen). Durch die studentische Arbeitsvermittlung *Heinzelmännchen* erhielt sie einen Ferienjob bei der Internationalen Funkausstellung. Dort lernte sie F. kennen, einen fünf Jahre älteren Germanistikstudenten, der ihr so vertrauenswürdig erschien, dass sie sich vorstellen konnte, eines Tages mit ihm über ihr Homoproblem reden zu können. Es kam jedoch anders: Nach dem gemeinsamen Besuch in einer Schöneberger Disco, in der vor allem amerikanische Besatzungssoldaten mit ihren Mädels tanzten, wurde F. zudringlich und gab ihr ohne Vorwarnung einen langen feuchten Zungenkuss. Obwohl sie es überhaupt nicht fassen konnte, wehrte sie sich nicht. Sie hielt nicht nur still, sondern geriet in eine Art Ekstase, die sie vorher nur erlebt hatte, wenn sie von einer Orgie mit J. träumte, mit Haschisch und Rolling-Stones-Musik. Nein. Es war viel schöner und hörte nicht auf, wenn der Traum zu Ende war; es hatte einen Touch von Unendlichkeit ...

Am heftigsten liebte sie anfangs an F.: die Stimme, den Schwanz und den üppigen Mädchenmund (einmal gestand er ihr, dass er sich dafür manchmal schämte und die Lippen hinter einem wuscheligen Vollbart versteckte), bald aber alles, vom Scheitel bis zum kleinen Zeh. Dieses F.-Idyll währte zirka zehn Jahre mit dem normalen Maß an gegenseitigen Verletzungen, Kränkungen, hochdramatischen Szenen und Missverständnissen, doch vor allem auch: Glückseligkeit. Sie wagte nie vorzuschlagen, dass sie zusammenziehen, in eine gemeinsame Wohnung oder zu zweit in eine WG. Sie fühlte: F. liebte ein seltsames Spiel mit Ferne und Nähe und hielt einen Sicherheitsabstand zwischen den Liebenden jedenfalls für sehr

wichtig. Nach der Erfahrung mit der schönen I. erwartete sie ohnehin, dass F. sie demnächst wegschicken würde. Endgültig tat er dies aber erst im verflixten zehnten Jahr.

Sie entdeckte zufällig im Radio: Billie Holiday singt *My Man*. »Das hätte unser Lied sein müssen«, dachte sie, obwohl F. sie nie geschlagen hatte. Kunst und Leben passen nie vollkommen zueinander. Es hatte eher irgendwie mit Erwachsenenpädagogik zu tun und ging natürlich schief.

Der alte Affe Eifersucht

F. lockte sie in die HAW, die damals noch namenlos war und immer sonntags in einem Jugendfreizeitheim in der Motzstraße zusammenkam. Sie ging damals zum Mittagessen zu den Eltern in Buckow. Auf der langen Fahrt nach Schöneberg plagten sie seltsame Angstfantasien über das, was sie im Jugendfreizeitheim erwarten würde: ein irrer Haufen von monströsen Zwittern, die lüstern und geifernd über sie herfallen und sie nach den Regeln der Kunst sexuell missbrauchen, vielleicht lustmorden ...



Abb. 6: Lili Donner und Mimi Steglitz auf einem Kostümfest der HAW ca. 1972. Der Schnurrbart im Hintergrund ist vermutlich Edith.

Sie war schwer enttäuscht, als sie im Jugendheim ein Grüppchen von öden Burschen erblickte, die genau so langweilig und uninteressant aussahen wie die FU-Studenten, die ihr unter der Woche über den Weg liefen. F. war die Ausnahme, er war schon da und begrüßte sie warm und mild. Es gab noch zwei Ausnahmen in der faceless crowd, *Salt of the Earth*: Lilly Donner und Hedwig von Zossen. Die beiden erinnerten sie an die monströsen Zwitter in ihrem U-Bahn-Albtraum – und die beiden waren sofort die sympathischsten und liebenswürdigsten Tuten in dieser Proto-HAW.

Die offizielle HAW-Doktrin kapierte sie schnell: Mach dein Schwulsein öffentlich und: Wir alle sind Tuten; keiner ist so tuntig, dass er nicht noch einen finden könnte, der noch tuntiger ist als man selbst: Kampf dem Tutenhass der gewöhnlichen Homos. Daraus folgte: Hoch die internationale Tuten-solidarität! Tuten aller Länder vereinigt euch (besonders gern mit den süßen Männern aus dem Proletariat)!

Einmal wurde Rosas Schwulenfilm im Kinosaal der Akademie der Künste gezeigt. Es sollte eine kollektive Coming-out-Aktion werden, die damals noch nicht so hieß: Nach der Vorführung wurden alle Schwulen im Publikum aufgefordert, zu den HAW-Tuten auf die Bühne zu kommen und so »ihr Schwulsein zu bekennen«. Einige taten das und so konnte man zufrieden sein und in der *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz den Erfolg bei Bier und Musicbox-Musik feiern. Sie erinnert sich an *Wie ein Stern in einer Sommernacht ist die Liebe, wenn sie strahlend erwacht*, der Schlager, mit dem der DDR-Star Frank Schöbel im Westen erfolgreich war. (Als sie F. von ihrer Sympathie für Schöbels Schnulze erzählte, sagte er: »Das ist nicht schlecht, aber Christian Anders aus Westdeutschland hat Schöbel überboten, als er *Geb nicht vorbei* sang; unübertrefflich sind aber die Righteous Brothers aus Kalifornien mit ihrem Superhit *You've Lost That Loving Feeling*.« Sie fand, F. hatte recht.)

Nach dem Film in der Akademie der Künste (AdK) begegnete ihr S., der einer von denen war, die an diesem Abend ihr Schwulsein öffentlich gemacht hatten. Seine Stimme und sein gesamter Habitus², der sie irgendwie schmerzlich an ihren verschollenen Schulfreud/Schwulfreund W. er-

2 Nicht im Sinne Bourdieus, sondern nach Ulrichs: »Dies äußerlich erkennbare weibliche Wesen nenne ich den weiblichen Habitus der Urninge. Der weibliche Habitus ist die äußerlich erkennbare Erscheinung des in uns wohnenden weiblichen Elements, unseres inneren weiblichen Wesens« (Ulrichs, 1864, S. 13).

innerte, bewirkten, dass sie ihm schnell verfiel. Die Flitterwochen verbrachten sie in Paris und zogen dann mit drei Frauen – drei Studentinnen von S. – und dem Liebhaber der einen Studentin in eine Sechszimmerwohnung nach Steglitz. Später entschied sie, dass die Steglitzer WG-Jahre zu den schönsten Zeiten in ihrem Leben gehören, und heute sehnt sie sich nach einer Seniorinnen-WG oder gern auch – wie das RL, einem ihrer besten Freunde, vorschwebt – nach einer Mehrgenerationen-WG.

Die neue Liebe zu S. bedeutete keineswegs das Ende der Liebe zu F. Aber ihr alter Traum von einer *Ménage-à-trois* war von vornherein gestört durch die Eifersucht, die S. gegenüber F. empfand. Sie glaubte, sie habe die Kraft, beide gleich stark zu lieben und hoffte, dass ihr Gefühl auf ihre beiden Liebhaber untereinander irgendwie überspringen würde. *Der alte Affe Eifersucht* verhinderte das und S. warf ihr an einem Tiefpunkt des Beziehungsdramas vor, sie würde dieses unvollständige Dreieck als lachende Dritte genießen. S. hatte nichts begriffen; die Eifersucht behindert vernünftiges Nachdenken fast so sehr wie die Angst. S. beendete die Beziehung als Erster, woraufhin sie die WG verließ und mit ihrem Scheinehepartner B. in eine Wohnung nach Wilmersdorf zog. Ein paar Jahre später, nachdem er erfolgreich an der FU promoviert worden war, fand auch F., dass sie ihm nichts mehr bedeutete, und schickte sie weg.

Relativ heiter, doch streng sozialistisch

Alle drei waren in einer HAW-Arbeitsgruppe, die nach einem Muster der amerikanischen GayLib-Selbsterfahrung ihre Bewusstseine erweitern sollte – oder besser auf Englisch – *consciousness raising*: An jedem Treffen erzählte ein anderer abendfüllend aus seinem bisherigen Tuntenleben. Das sollte alle fit machen für den kollektiven Kampf gegen Schwulenunterdrückung. Wie könnte der Beitrag eines Grüppchens intellektueller Schwuler zum Emanzipationskampf aussehen? Theoretische Praxis war ungefähr die Antwort zu dieser Frage. Das sollte konkret bedeuten: Erforschung der Geschichte der Schwulenbewegung und der Geschichte der Schwulenfeindlichkeit in der ArbeiterInnenbewegung.

Eines Abends saß sie mit F. vor dem Fernseher, wo eine Reportage von Peter Scholl-Latour über die chinesische Stadt Schanghai am Ende der Kulturrevolution lief. Peter Scholl-Latour sagte, die Millionenstadt mache auf ihn einen sympathischen Eindruck, *relativ heiter, doch streng sozialis-*

tisch (Rhdss). Das war der passende Name für die neue AG, eine Mischung aus Witzigkeit und Sachlichkeit, die sie so sehr liebte.

Das Arbeitsziel von Rhdss war natürlich ein Buch zum Thema. Es wurden aber nur ein paar Aufsätze in verschiedenen mehr oder weniger marxistischen Hetero-Zeitschriften und einer sogar im New Yorker *Journal of Homosexuality*. Ein Buch aus diesem Arbeitszusammenhang wurde jedoch immerhin 1980 im Verlag rosa Winkel veröffentlicht, W. U. Eisslers Diplomarbeit vom Soziologischen Institut der FU über Schwulenpolitik der Arbeiterparteien in der Weimarer Republik. Zu diesem Zeitpunkt hatte Rhdss ihre Forschungen schon längst beendet und die meisten hatten die HAW verlassen, vor allem wegen unterschiedlicher Auffassungen zu der Frage nach der demokratischen Legitimation homosexueller Aktionen in der Hetero-Öffentlichkeit.

Unsere Südneuköllnerin war gemeinsam mit S. zur Allgemeinen Homosexuellen Arbeitsgemeinschaft (AHA) gewechselt, einem nicht-studentischen, von schwulen Sozialdemokraten und Veteranen der Homophilenbewegung der 60er Jahre gegründeten Verein in Charlottenburg – heute wieder im AHA-Heimatbezirk Schöneberg tätig. In der AHA machten sie gemeinsam alle Arten von Schwulenpolitik, die in der HAW nicht mehr möglich war.

Die »dritte Sache«, die sie mit F. verband, war die schöne Literatur, speziell mit schwuler Thematik.

1975 begannen fünf »Homosexuelle Emanzipationsgruppen Süddeutschlands« die Zeitschrift *emanzipation* herauszugeben.³ Bald war die AHA auch mit dabei und es gab eine Art Wiedervereinigung mit F. und S. auf der Grundlage des nichtprofessionellen Schwulenjournalismus. Während F. kritische und witzige Feuilletons zu kulturellen Ereignissen in Westberlin schrieb (der kanadische Travestiestar Craig Russell im Renaissance-theater, Schwulenfilme bei den Filmfestspielen, Werner Schroeters TV-Film *Neapolitanische Geschwister* u. a.), berichtete S. über die Polit-Aktionen der AHA. Am 30.9.1978 veranstaltete die AHA gemeinsam mit anderen Lesben- und Schwulengruppen eine Demo vom Wittenbergplatz zur Griechischen Militärmission in der Bayreuther Straße, um gegen ein geplantes schwulenfeindliches Strafgesetz zu protestieren. Das war nicht bloß eine Solidaritätsdemo mit der griechischen Schwesternorganisation

3 Sie kamen aus München, Nürnberg, Stuttgart, Würzburg und Tübingen. Dank an Rainer Schilling für diese Information!

AKEO und die erste international koordinierte Aktion der frisch in England gegründeten IGA, es sah auch fast so aus wie ein zarter Neuanfang des erwähnten prekären Liebesdreiecks, diesmal auf der Straße.



Abb. 7: F. und S. treffen sich auf höchster politischer Ebene 1978 bei einer Straßendemo.

Eine Geschichte aus zwei Hauptstädten

Mitte der 70er war sie zum ersten Mal in Wien. Vor allem wohl wegen der Straßenbahnen, die in West-, anders als in Ostberlin, in den 60ern abgeschafft wurden, fühlte sie sich an Ostberlin erinnert. Indes gab es auch eine schwulenbewegungsmäßige Ähnlichkeit zwischen der Hauptstadt der Bundesrepublik Österreich und der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: Ihr Eindruck war, dass hier wie dort mit zeitlicher Verzögerung nach Westberliner Muster je eine Schwulenorganisation gegründet wurde. Coming Out hieß die Wiener, Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin (HIB) die Ostberliner Gruppe. In beiden war der Studentenanteil kleiner und der der Lesben etwas größer als in der HAW. Auch wurde die Tuntenfrage, die Frage nach der Weiblichkeit der Männer und der Männlichkeit der Frauen hier weniger eifrig diskutiert als in Berlin-Schöneberg.

Sie flog von Tempelhof nach Wien, weil Erich Lifka sie eingeladen hatte. Erich war ein Bewegungsveteran, der schon in den 50ern an der Züricher Zeitschrift *Der Kreis* mitgearbeitet hatte und der wegen schwulem Sex zu langjährigen Haftstrafen im »Kerker« – so hieß das »Zuchthaus« bei den Ösis – verurteilt worden war.

In einem Brief hatte Erich ihr von seinen Schätzen aus der Geschichte der Schwulenbewegung erzählt und dabei *Die gelbe Rose* erwähnt, die einzige Wiener Schwulenzeitschrift in den 30er Jahren, die er besitze und die er ihr zeigen wolle. Fast alles war gelogen. Es gab keine *gelbe Rose*, sondern nur ein paar Berliner Schwulenblätter aus den 20ern. Dennoch war alles

gut: Wien war mindestens so faszinierend wie Ostberlin und Erich log mit so viel Wiener Charme und Anmut, dass sie ihn gerade deshalb mochte. Sie begann daraufhin, über die Poesie der Lüge nachzudenken; Jahre später wird Magnus ihr erzählen, er wolle seine Autobiografie schreiben und *alles* darin sollte erlogen und erfunden sein. Diese Vorstellung hat sie mindestens so beeindruckt wie Wien und Ostberlin zusammen.

Einmal führte Erich sie nach Schönbrunn. Er rezitierte für sie einige seiner Gedichte, was sie sehr genoss. Als sie später in seinen drei Gedichtbänden nachlas, war der Zauber der wienerisch gesprochenen Verse, des »Hersagens von Gedichten« verschwunden – fast nur noch tote Buchstaben ohne Musik.

In Schönbrunn, nach Sonnenuntergang, schob Erich seine Hand hinten in ihre Hose. Er wollte ertasten, ob ihr Hintern behaart sei oder nicht. Er war es und kam damit als Erichs Sexobjekt nicht infrage. (Für sie war Erich schon auf den ersten Blick vollkommen uninteressant, unsexy.) Was blieb, war eine Art Freundschaft mit vielen Briefen und Postkarten, die sie in einer Schachtel sammelte und dem Archiv des Schwulen Museums übergab.

Ein paar Mal reiste Erich mit dem Zug nach Westberlin. Er wohnte dann in der schwulen Pension *Club 70* nahe am Innsbrucker Platz. Er schwärmte von den Strichern am Bahnhof Zoo, weil sie im Unterschied zu den Wienern berlinerten. Als Soldat der faschistischen Wehrmacht hatte er, so erzählte er, in Berlin erste Erfahrungen mit schwulem Sex gesammelt und liebte seither diese Stadt auf seltsam sentimentale Weise. Er schwärmte nicht nur vom Berliner Strich und vom Soldatensex seiner Jugend, sondern vor allem vom Sado-Sex: Den Strichern, die dafür besser bezahlt wurden, schlug er mit einem Stock blutige Striemen auf den Hintern, bevor er sie fickte. Er erzählte ihr vom Fistfucking, einer Sexpraktik, von der sie noch nichts gehört hatte und die er ihr mit zärtlicher Liebe zum Detail beschrieb. Sie fand diese Berichte eher gruselig als sexy. Auf ihrer Frage, ob nicht ein möglichst blutiger Lustmord an einem Stricher für ihn das Höchste der Gefühle, oder wie man heute sagt: der ultimative Kick sei, antwortete Erich nicht.

Mit den Wienern war's ähnlich wie mit den Ostlern⁴: Obwohl es in beiden Hauptstädten jede Menge ansehnlicher Männer gab und sie unzählige Male dort war, hatte sie nie Sex mit einem Einheimischen. Ihre sexuelle

4 Zu Mauerzeiten hießen die Ostberliner Ostler, die Westberliner Westler. Osis wurden erst nach 89 entdeckt. Wessis waren vor 89 Westdeutsche, die nach Westberlin kamen.

Leistungsfähigkeit war nämlich ebenfalls nur durchschnittlich, ihre Verführungskunst krass suboptimal.

Musikalisch stand ihr Ostberlin näher als Wien. Schon früh sah sie den DEFA-Film *Mutter Courage und ihre Kinder* und war begeistert von Paul Dessaus wunderbaren Songs. Sie kaufte sich auch die Langspielplatte *Wolf Biermann (Ost) zu Gast bei Wolfgang Neuss (West)* und war bald darauf begeistert von Biermanns Lied *Drei Kugeln auf Rudi Dutschke*: »Ach Deutschland, deine Mörder. Es ist das alte Lied ...«

Im Winter 88/89 ging sie öfter nach Mitte in die *Komische Oper*. Über »Beziehungen« zum Corps de Ballet kam sie an Eintrittskarten und wurde einmal von dem weiter unten erwähnten Mr. Wigglesworth begleitet (*Don Giovanni*). Mit seinem klassischen Punk-Outfit stimmte er die DDR-Grenzer misstrauisch. Sie verhörten und durchsuchten ihn, weil er ihnen wie ein Drogenschmuggler vorkam. Als sie nichts fanden, fragten sie ihn, wohin er denn wolle. Er antwortete: »In die lustige Oper«. Als er ihr das hinterher erzählte, hätte sie ihn am liebsten vor Rührung und Begeisterung mit Haut und Haar aufgefressen – wie der Wolf das Rotkäppchen.

Die Musikstadt Wien genoss sie erst 2018, als sie zu einer Hirschfeld-Feier in den Wiener Queer-Buchladen Löwenherz eingeladen wurde. Durch einen glücklichen Zufall erhielt sie an der Abendkasse der Wiener Staatsoper eine Karte für *Walküre*.

Magnus

Einmal bekam sie den Auftrag nach Stockholm zu reisen, um dort im Nachlass des Berliner Sexologen Max Hodann zu forschen. Er war vor den Nazis nach Schweden geflüchtet, war heterosexuell und spielte eine wichtige Rolle in der Berliner Sexualwissenschaft der Weimarer Zeit.

Abends ging sie ins Stockholmer Schwulenzentrum und wurde dort von einem sehr hübschen Schweden auf die Tanzfläche – nicht gebeten, sondern gezerrt, genötigt. Sie mochte den Tanz gar nicht, hat ihn noch nie gemocht und hatte kaum das dafür erforderliche rhythmische Gefühl. Deshalb hörten sie auch bald auf, setzten sich an einen der kleinen runden Tische und plauderten ununterbrochen miteinander in einem wunderbaren *broken English*. Sie hatten das Gefühl, alles zu verstehen, was sie einander sagten. Magnus sagte: »I cannot promise you a big romance«, ließ

sich aber dennoch von ihr nach Westberlin einladen. Magnus war schon einmal hier gewesen und schwärmte von einer Westberliner Band Crashing New Buildings. What? Ach so! Einstürzende Neubauten! Ja, natürlich, die liebte sie schon lange, nicht nur wegen dem athletischen Schlagzeuger, der immer mit nacktem Oberkörper auf seine Lärminstrumente eindrosch. Sie gingen zusammen ins SO36 zum Neubauten-Konzert. Es wurde kaum getanzt, aber intensiv zugehört. Einmal lud sie F. ein, Magnus kennenzulernen. F. gab sich keine Mühe, seine Eifersucht zu verbergen.

Als Magnus wieder in Stockholm war, empfahl er ihr in einem der vielen, in seiner wunderschönen Krakelschrift geschriebenen Briefe ins Kino zu gehen und sich *Cat People* von Paul Schrader anzusehen. Das war der Beginn ihrer späten Liebe zu David Bowie. Sie versuchte, Magnus' Kralchelhandschrift nachzuahmen und machte dabei gute Fortschritte.

Ein Dichter aus Buckow

Sie lernte Detlev Meyer kennen, als er an einem Sonntagnachmittag in der AHA aus seinen Gedichten vorlas. Er war der einzige schwule Dichter, mit dem sie eine, wenn auch nur flüchtige, Freundschaft verband. Die anderen vier, denen nahezukommen sie Gelegenheit hatte – der Romanschriftsteller Bruno Vogel, der Bewegungsveteran Erich Lifka, der Schlagertexter Bruno Balz, die Lyrikerin und Baudelaire-Übersetzerin Charlotte Wolff – hatten am Anfang ihrer Bekanntschaft lange schon mit dem Dichten aufgehört. Detlev Meyer aber stand am Anfang seiner beeindruckenden Dichterkarriere. Sie endete schon früh, als er 1999 an den Folgen von Aids starb.

Bei aller Bewunderung seiner Dichtkunst, die sie empfand, erinnert sie sich an zwei unerwartete Enttäuschungen, die er ihr bereitete.

Ihr holländischer Freund Paul hatte sie auf die Gedichtsammlung *Die braune Blume* hingewiesen, die um 1929 anonym in Berlin erschienen war. Von der Lektüre dieser formvollendeten, vom Geist Heinrich Heines inspirierten Gedichte, die die Geschlechtsteile und -praktiken mit nie gekannter poetischer Heiterkeit feierten und lobpriesen, war sie dermaßen beeindruckt, dass sie sich eine Neuausgabe wünschte, und Detlev, der mit dem Anonymus⁵ kongeniale Dichter, sollte dazu einen Kommentar liefern. Schnell gab er ihr die Kopie zurück und sagte ungefähr, er wolle sich

5 Benedikt Wolf hält es für möglich, dass der Anonymus eine Frau ist.

nicht auf das schlüpfrige Niveau eines Herrenabends einlassen, über das *Die braune Blume* sich offensichtlich nicht zu erheben vermochte. Auch er hatte nichts kapiert!

Das Thema der *braunen Blume* ist, wie die Erwähnungen von Tiergarten, Wannseebad, Potsdam und dergleichen andeuten, das Leben und die Sprache in der schwulen Subkultur von Berlin am Anfang des 20. Jahrhunderts. Der sprachliche Aspekt hatte sie unter anderem deshalb fasziniert, weil sie hier, im Gedicht *Vorfrühling* die früheste Verwendung des Wortes »Tunte« im modernen Sinne fand:⁶

»In den vielen Osterfeiertagen/sieht man urlaubshalber durch die Stadt/
Grenadiere ihre Frische tragen,/und die Nutte und die Tunte hat/viel zu
schauen und zu tun; nur schade,/für so manches ist es noch zu kühl,/und
man spricht noch nicht vom Wannseebade/und bezähmt fürs erste sein
Gefühl« (Hervorh. des Verf.).

Die zweite Enttäuschung bereitete er ihr, als sie seiner Einladung zum Geburtstag folgte und er ratlos und irritiert auf das Geburtstagsgeschenk reagierte, das sie für ihn ausgesucht hatte. Es war eine CD mit Haydns *Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuz* in der Fassung für Streichquartett. Sie hatte naiv angenommen, er sei genau wie sie selbst von Kammermusik begeistert, und gegen Haydn konnte doch niemand etwas haben. Sie musste einsehen, Detlev liebte allenfalls die Tanzmusik, die der DJ im *Dschungel* auflegte – vielleicht nicht einmal diese, vielleicht ging er nur in die Disco in der Nürnberger Straße, weil da sein hübscher junger Liebhaber als Türsteher und Barmann arbeitete. Das aber, so sagte sie sich, ist wohl etwas zu viel Tuntenziffigkeit (so wurde eine üble Nachrede damals in ihren Kreisen genannt). Schließlich hätte sie ja mit Detlev über seinen Musikgeschmack reden können, was ihr die Enttäuschung Nr. 2 erspart hätte.

Detlev erzählte ihr, dass er Kindheit und Jugend ebenfalls in Buckow verbracht hatte. Er wohnte aber mit seinen Eltern in einem Häuschen mit Garten auf der anderen Seite der großen Straße, die Buckow mit dem Rest von Westberlin verband, jenseits des Buckower Damms. Das war eine vollkommen andere Welt!

6 Zum vormodernen, nicht-berlinischen Gebrauch des Wortes »Tunte« vgl. Grimm & Grimm (1991, Spalte 1812f.).

Ein antifaschistischer Kämpfer aus Rudow

Als Andreas Salmen 1980 in der Wohnung seiner Eltern in Rudow seinen 18. Geburtstag gefeiert hatte und damit endlich volljährig war, beschloss er, seinen Kampf gegen die Neuköllner Nazis mit der Frage nach der Schwulenverfolgung im Hitler-Faschismus zu verbinden. Irgendjemand hatte ihm ihre Telefonnummer gegeben. So kam es, dass er sie besuchte und sie ihn mit Material überhäufte, teils noch aus den Rhdss-Beständen, teils die neuesten ihrer Forschungsergebnisse. Eine Weile nachdem Andreas wieder gegangen war, musste sie an die Zartheit seiner mit goldblonden Härchen bedeckten Haut, an sein Lachen und an seine präzise und schnörkellose Redeweise denken und feststellen, dass sie ihn trotz seiner blonden Hippiefrisur und seiner blauen Augen beehrte. Nach seinem nächsten Besuch machten sie einen Spaziergang um den Schlachtensee und sie waren fast schon wieder am S-Bahnhof, als die Buckowerin es wagte, den 13 Jahre jüngeren Rudower zu küssen. Der war wahrscheinlich schon lange ungeduldig, dass das so lange dauert. Es war der Beginn weniger Wochen voller Entjungferung, Sex & Drugs & Rock'n'Roll – eher keine Drugs und nur wenig Rockmusik, dafür um so mehr vom anderen. Das Ende tat weh: Andreas sagte mit seiner erbarmungslosen Wahrheitsliebe, er brauche etwas anderes und sie sei ihm zu alt. Tschüssikowski.

Zwei Jahre später wurde wieder einmal eine neue Westberliner Schwulenzeitschrift gemacht, *Torso*, diesmal sollte es professionell zugehen und Bruno Gmünder, der Verleger, fragte sie, ob sie nicht etwas zur ersten Nummer beibringen wolle. So kam es, dass sie eine Reportage über das Tuntenhaus machte, das Andreas mit vier seiner neuen *jungen* Freunde besetzt hatte. Ein Echo des schroffen Endes der kurzen Liaison mit Andreas war wohl der folgende Absatz der Selbstreflexion im Reportagetext:

»So machte ich mich denn auf als eine Tunte in den 30ern, mit Eigentumswohnung, Pensionsberechtigung und Haarausfall zu einer Begegnung fast schon der dritten Art und auch ein bisschen unheimlich: Drei Bewohner des Tuntenhauses, Achim, Andreas und Lutz, alle drei mindestens zehn Jahre jünger als ich, bemühten sich, einen Abend lang nett zu mir zu sein und alle meine Fragen zu beantworten.«

Als die Reportage erschien, freute sie sich und die Tuntenhausenerinnen freuten sich auch. Gemeinsam wurde Musik gehört: Clash und Crass: Anarchopunk. Sehr schöne Musik.

Als Andreas 1992 an den Folgen von Aids starb, hatten sie sich schon lange, wie man so sagt, aus den Augen verloren.



Abb. 8: Andreas Salmen (links) und zwei seiner Tuntenhaus-Mitbewohnerinnen.



Abb. 9: Klebezettel, im Tuntenhaus produziert und auf den Westberliner Hauswänden platziert.

Mr. Wigglesworth (You Sexy Motherfucker)

Kurz vor der Maueröffnung und dem Verschwinden Westberlins trat Mr. Wigglesworth in ihr Leben und veränderte alles, vollständiger als es der Fall aller Mauern dieser Welt jemals vermocht hätte. Er war 1986 aus Westdeutschland geflüchtet, weil er dort zum Kriegsdienst in der Bundeswehr gepresst werden sollte.

Auf einem Sonntagskaffeeklatsch der AHA sprach er sie an und sie wurde überschwemmt von einer total verwirrenden Gefühlswelle. Rechnerisch hätte er ihr Kind sein können, tatsächlich aber war er ein Wiedergänger vergeblich begehrter Männer, J. oder »O mein Papa«. Vor allem war er einzigartig und überirdisch und ist es bis heute geblieben. Er brachte ihr neben *vielen anderen* auch die Liebe zu Prince bei, und sie versäumten kein Konzert, das er in der Waldbühne gab.

Die Toten

Es werden immer mehr. Prince ist tot. Leonard Cohen ist tot. Detlev und sein hübscher Freund sind tot. Werner Schroeter ist tot. Flösi ist tot. Peter Steinmüller, Manfred Salzgeber, Erich Lifka und Andreas Salmen sind tot. David Bowie ist tot ... Die meisten leben noch. The end is at hand.

Literatur

- Beckett, S. (2012). *Collected Poems*. London: Faber and Faber.
- Biblia (1974). *Das ist: Die gantze Heilige Schrifft/Deusch*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Brecht, B. (1959). *Die sieben Todsünden der Kleinbürger*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brecht, B. (1981). *Die Gedichte in einem Band*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brennan, T. & Hegarty, P. (2009). Magnus Hirschfeld, his biographies, and the possibilities and boundaries of »biography« as »doing history«, *History of the Human Sciences*, 22(5), 24–46.
- Burkhard, P. (1950). *Das Feuerwerk. Musikalische Komödie in drei Akten*. Berlin: Felix Bloch Erben.
- Eissler, W. U. (1980). *Arbeiterparteien und Homosexuellenfrage. Zur Sexualpolitik von SPD und KPD in der Weimarer Republik*. Berlin: Verlag Rosa Winkel.
- Goethe, J.W. (o. J.). *Gedichte*. Leipzig: Reclam.
- Grimm, J. & Grimm, W. (1991). *Deutsches Wörterbuch. Fotomechanischer Nachdruck. 22: Treib-Tz*. Gütersloh: Bertelsmann-Club.
- Harthausen, W. [d. i. R. Lenz] (1967). Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich. In W. S. Schlegel (Hrsg.), *Das große Tabu* (S. 7–37). München: Rütten & Loening.
- Herzer, M. (1982). Nicht schöner, sondern wärmer Wohnen. Berliner Tunten halten seit über einem Jahr ein Haus besetzt – sie sind gesetzestreu und anarchistisch, *Torso*, Nr. 1, Mai/Juni 1982, 8–10.
- Herzer, M. (1985). »Am Beischlaf wird nicht gespart«, *Konkret Sexualität*, 63–65.
- Herzer, M. (1995). Communists, Social Democrats, and the Homosexual Movement in the Weimar Republic, *Journal of Homosexuality*, 22(2/3), 197–226.

- Hirschfeld, M. (1903). Das urnische Kind. *Wiener medizinische Presse*, 44, 1831–34 u. 1880–84.
- Kafka, F. (1961). Ein Bericht für eine Akademie. In ders., *Die Erzählungen*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Krey, F. (1977). Alf. Eine Skizze. Begegnung mit Bruno Vogel, *emanzipation*, 5 (Oktober 1977), 17–18.
- Lifka, E. (1956). *Rufer in der Nacht. Gedichte*. Wien: Europäischer Verlag.
- Mann, T. (1963). Schwere Stunde. In ders., *Sämtliche Erzählungen* (S. 294–300). Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Meyer, D. (1981). *Heute Nacht im Dschungel. 50 Gedichte*. Berlin: Oberbaumverlag.
- Rasch, W. (1964). *Tötung des Intimpartners*. Stuttgart: Enke.
- Reiche, R. (2000). *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sperr, M. (1966). Jagdszenen aus Niederbayern. Berliner Fassung. *Theater heute*, 7(11), 61–68.
- Ulrichs, K. H. (1864). *Inclusa. Anthropologische Studien über mann-männliche Geschlechtsliebe*. Leipzig: Matthes.
- Wolf, B. (2019). Das Floralobjekt. Zur Monometaphorischen Poetik des anonymen pornografischen Gedichtbandes *Die braune Blume*. *RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse*, 90, 86–103.
- Wolff, C. (1986). *Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology*. London u. a.: Quartet Books.

Playlist

- Algiers (2017). *Walk Like A Panther*. Auf: *The Underside Of Power*.
- Anders, C. (1969). *Geh nicht vorbei*.
- Beethoven, L. van. *Sinfonie Nr. 7 A-Dur, op. 92*.
- Biermann, W. & Neuss, W. (1965). *Wolf Biermann (Ost) zu Gast bei Wolfgang Neuss (West)*.
- Bowie, D. & Moroder, G. (1982). *Cat People (Putting Out Fire)*.
- Cohen, L. (1974). *Chelsea Hotel #2*. Auf: *New Skin For The Old Ceremony*.
- Crass (1980). *Nagasaki Nightmare*.
- Dylan, B. (1965). *Desolation Row*. Auf: *Highway 61 Revisited*.
- Haydn, J. *Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze*. Streichquartettfassung, Hob. III:50–56.
- Holiday, B. *My Man*. (Mehrere Aufnahmen seit 1953).
- Prince. (1992). *You Sexy Mother Fucker*. Auf: *Love Symbol*.
- Righteous Brothers (1964). *You've Lost That Loving Feeling*.
- Robić, I. (1961). *Mit 17 fängt das Leben erst an*.
- The Rolling Stones (1967). *We Love You*.
- The Rolling Stones (1968). *The Salt Of The Earth*. Auf: *Beggars Banquet*.
- Schöbel, F. (1971). *Wie ein Stern*.

